

# Wiener Zeitschrift

f ü r  
Kunst, Literatur, Theater  
u n d  
M o d e.

Sonnabend, den 3. März 1832.

27

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern: Text und ein colorirtes Modebild, welche hiet gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl., und ganzjährig um 24 fl. E. M. dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl., und ganzjährig um 16 fl. E. M. von A. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse No. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- und 26 fl. 24 kr. E. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Fra Diavolo.

(Schluß)

Zweyter Tag.

Als die vierzehn Tage meines Arrestes vorüber waren, fing ich ernsthafte Nachforschungen an, deren Ziel Fra Diavolo war. Ich wollte wissen, ob er sich noch in Ancona verborgen halte, oder ob es ihm, ungeachtet meiner genauen Beschreibung seiner Person, welche allen Polizeyagenten mitgetheilt worden war, gelungen sey, zu entfliehen. Ich suchte überall Erkundigungen einzuziehen, befragte jedes verdächtige Gesicht, vergebens, ich entdeckte nichts und gab es endlich auf, den Schändlichen zu suchen und zu finden.

Zu jener Zeit nahm die Insurrection um uns einen beunruhigenderen Charakter an. Die königliche Armee hatte die Mark Ancona eingeschlossen. Mehrere wichtige Städte waren schon belagert, andere hatten ihre Thore freywillig geöffnet. Manche der noch nicht eingenommenen nahm ihre Zuflucht zu dem General Monnier, dem Commandanten von Ancona. Bald verbreitete sich die Nachricht, daß ein Theil der Garnison dazu bestimmt sey, auszumarschiren zum Schutze der bedrängten, Hülfе ansuchenden Städte, und unter diesem Theile war auch mein Regiment.

Einige Tage vor dem bereits bestimmten Abmarsche ging ich mit einem meiner Cameraden gegen Abend durch die Straßen von Ancona spazieren. Er war mein Landsmann, Unterlieutenant wie ich, und mein inniger Freund. Richard, so hieß er, deckte mir sein ganzes Herz auf, wie ich ihm das meinige, wir waren zwey Wesen mit einer Seele. Muthig und Kühn in der Schlacht, war er im gesellschaftlichen Leben ein heiterer freundlicher Geselle. Er war es, der mich von den eingebildeten Sorgen heilte, die ich mir durch das Nichtsthun in der Garnison selbst erschuf. Mein Charakter, etwas düster und melancholisch, stach gegen seinen lebhaften sehr ab. Unsere Seelen waren ein Bild, wobey er das Licht, ich der Schatten war. Seine oft zu lebhaftes Fröhlichkeit wurde durch meinen Ernst gemildert, und eben so strahlte sein Blick wieder heller und wärmer in mein dunkles Leben.

Seit jener Nacht bey Marietta war ich von einem gefährlichen Trübßinn befallen und ohne sein Dazwischentreten hätte ich mir vielleicht schon eine Kugel durch den Kopf gejagt, allein er war immer um mich, und bald gelang es ihm

mich auf jenen Punct der Anschauung zu bringen, auf welchem man erlittenen Schmerz zu ertragen im Stande ist. Auch an diesem Abende, wie fast immer, war Marietta der Gegenstand unsers Gesprächs. Es war, ohne daß wir es bemerkten, die Nacht hereingebrochen, und die Straßen waren dunkel und leer. Jeder unserer Tritte hallte auf dem Pflaster wieder, und unsere Laute trieb ein starker Wind vom Meere kommend, hinter uns zurück. Ich habe immer Spaziergänge bey Nacht, in einsamen Straßen allein oder mit einem Freunde sehr geliebt. Ruhe und Schweigen herrschen nun da, wo noch vor Kurzem sich die Menschen im Wirbel ihrer Leidenschaften, ihres Ehr- oder Geldgeizes herumtummelten, ein geheimer Reiz, ein frappanter Contrast, ein inneres Gefühl sprechen hier zur Seele des einsam Wandelnden, und stimmen ihn zu einer süßen Melancholie. Zu dieser Stunde des anscheinenden Todes, der allgemeinen Vergessenheit, hat jedes Geräusch seine Worte, jeder Gegenstand seine Stimme, dort erlischt das letzte Licht, welches noch durch ein Fenster eines Hauses schimmerte, in der Ferne bezeichnet die Stimme des Nachtwächters denjenigen die Stunde, für welche die Nacht noch Stunden hat.

Wir durchstreiften so mehrere Quartiere der Stadt, manchmal von dem sonoren Qui vive! unserer Wachtposten angerufen. Wir sprachen von unsern Liebesabenteuern, von unsern Studentenjahren, von unsern Vätern, welche beyde auf dem Schaffote vom Jahre 83 bluteten, von unserm Abgang zur Armee in Italien und von unserer Hoffnung auf ein Avancement. Nach und nach aber fehlte der Stoff, und wir schwiegen. Schweigend gingen wir neben einander, unsere Arme in einander geschlungen. Mir war, als ob Jemand uns folgte. Ich wendete mich oft um, und beschleunigte oder verzögerte meine Schritte, immer schienen sich die Schritte hinter mir nach den meinigen zu richten, aber nie näherte sich uns Jemand. Es ergriff mich eine unwiderstehliche Angst und ich griff an meinen Degen.

Eine Uhr schlug. „Jetzt ist's Mitternacht,“ sagte Richard, welcher gegen seine Gewohnheit ebenfalls in Nachsinnen verloren war, „der Himmel ist ganz schwarz, es fängt an zu regnen. Laß' uns nach Hause gehen.“

„Ganz recht. Aber sage mir, Freund! hörst du nicht hinter uns Tritte?“

„Ja, schon seit längerer Zeit, aber was thut das? Vielleicht ein Verliebter, welcher der Nacht seine Seufzer entgegenendet.“

„Wolle Gott!“ antwortete ich mit halblauter Stimme. Wir gingen nun etwas schneller und sprachen von Marietta. Ich sagte meinem Freunde, daß ich keinen größern Wunsch, kein höheres Vergnügen kenne, als sie zu rächen. Ich beschrieb ihm die furchtbare Scene an jenem Abende, dann unterbrach ich mich wieder, um rückwärts zu blicken, ob wir noch immer verfolgt würden, und überhaupt empfand ich eine unbeschreibliche Angst in meinem Innern, von der ich mir keine Rechenschaft geben konnte. Da ich übrigens bemerkte, daß unser Verfolger noch immer hinter uns war, machte ich meinen Freund darauf aufmerksam.

„Wie kindisch du doch bist!“ antwortete er mir, „hast du Furcht vor einem Liebhaber?“ —

„Furcht? nein! aber ich weiß nicht —“ Jetzt blickte ich noch forschender zurück, und indem ich meine Hände sinken ließ, rief ich aus mit einem tiefen Athemzuge, wie ein Mensch, der eine große Last abgesetzt hat: „Jetzt seh' ich ihn nicht mehr!“

„Du bist ja heute von einer Angst befallen, wie ich sie noch nie bey dir sah,“ sagte Richard.

„Sprich, was du willst,“ versetzte ich, „aber das ging nicht mit gewöhnlichen Dingen zu. Seit zwey Stunden verfolgte uns dieser Mensch gleich unserm Schatten, gleich einem bösen Geiste, gleich einem Gewissensbisse. Wir haben zwanzig Quartiere durchlaufen und immer war er hinter uns, immer hinter uns. Du magst sagen was du willst, der Mensch hat Vorahnungen. Hab' ich dir nicht meinen Traum erzählt, den ich in der Nacht hatte, vor jenem Schreckenstage mit Fra Diavolo?“

„Fra Diavolo!“ schrie ein nervigter Mensch, der jetzt athemlos beym Einbiegen in eine Straße auf uns zustürzte, und in einen braunen Mantel gehüllt war, „hier hast du ein Andenken von Fra Diavolo!“ und mit diesen Worten bohrte er einen Dolch in Richard's Brust.

Die Nacht war finster, die Straße Pergola schwarz und eng, Richard hatte dieselbe Gestalt, wie ich, Fra Diavolo hatte sich geirrt.

Ich lief, sobald ich einen Gedanken zu fassen im Stande war; denn im ersten Augenblicke stand ich ohne Besinnung, dem Mörder nach, allein er hatte einen Vorsprung gewonnen, und schon am Ende der Straße war er ganz aus meinen Augen entschwunden, und ich hörte nichts mehr, als mitten durch die fürchterliche Stille der Nacht das herzerreißende Röcheln meines unglücklichen Freundes.

Alsogleich kehrte ich zu ihm zurück, ich schrie um Hülfe. Man eilte mit einer Laterne aus einem Hause herbey, und nun sah ich, um Richard war's geschehen, die Wunde war tief bis ins Herz gedrungen, das Blut schoß stromweise daraus hervor, und er wälzte sich in Convulsionen. Ich rief ihn wohl zwanzigmal mit den süßesten Namen, ich küßte seine Hände, benetzte sie mit Thränen, und bat ihn, mir zu verzeihen, allein er konnte mir nur ganz schwach die Hand drücken, und die Worte: „Lebe wohl und räche mich!“ — waren seine letzten.

Armer Freund! Ich habe deinen Verlust tief empfunden und beweint. — Welch' ein fürchterliches Geschick waltet über mir! Ich liebte ein Weib und meine Liebe brachte ihr den Tod; ich hatte einen Freund, für den ich zehnmal mein Leben, ja vielleicht noch mehr, meine militärische Ehre, hingegeben hätte, und ein Dolch, der auf mich gezückt war, drang ihm in die Brust. — Das ist zu viel. — Ich habe viel zu rächen.

Anmerkung des Bearbeiters. Der Erzähler beschreibt unter der Überschrift dritter Tag, wie er dann von Ancona mit seinem Regimente abmarschirt sey, und wie sie am Meeresufer eine Schlacht gegen die Russen gefochten haben, wobey sein Capitän fiel und er zum Capitän avancirte. Die Beschreibung dieser Schlacht hat zwar viel Schönes und Malerisches, aber auch viel Gräßliches; ist aber doch nur eine Episode zur Hauptgeschichte, weswegen ich sie weglasse, und meine Leser gleich mit unserm Erzähler nach dieser Schlacht nach Ascoli führe.

#### Vierter Tag.

Ich war nun Capitän, hatte mir die zweyte Spaulette verdient, welche ich eigentlich doch nur meinem Freunde dankte, denn der Gedanke an ihn und an Rache für sein Blut war es, welcher mir diesen Muth, ja diese Tollkühnheit in der Schlacht gab.

Ich traf mit dem kleinen Überreste meines Regimentes den General Monnier vor Ascoli in Belagerung dieser Stadt begriffen. Ich stattete ihm Bericht ab,

er bedauerte den Tod meines braven Capitäns und belobte meinen Muth. „Ich verdiene solche Lobsprüche nicht,“ antwortete ich, „denn die Rache leitete mich; ein Freund wurde in meinen Armen in Ancona erdolcht, ich schlug mich aus Verzweiflung, ich suchte den Tod, das Leben ekelte mich an.“

„Sie suchen den Tod?“ antwortete er mir, „das ist gerade das Mittel lange zu leben. Ich selbst habe das zwanzigmal gesehen, ich rede aus Erfahrung. Ich war auch jung, hatte auch meinen Kummer und suchte den Tod, und sehen Sie, da bin ich noch immer. Adieu Capitän, morgen um 3 Uhr geht's los, und ich verspreche Ihnen, bevor die Sonne untergeht, haben wir den Feind aus Ascoli vertrieben. Adieu!“

Ascoli liegt auf einer Anhöhe, an deren Fuße der Truto fließt. Am andern Morgen passirten wir diesen Fluß auf einer schnell geschlagenen Nothbrücke und kletterten in der größten Stille den steilen escarpirten Hügel hinan, auf dessen Spitze die Stadt gebaut ist. Es gab wohl auch einen spiralförmigen Weg, welcher sanfter hinanführte, allein dieser war mit Vorposten besetzt, und wir durften ihn nicht wählen, um nicht Allarm bey der ganzen Garnison zu verursachen, welche in diesem Falle einen Ausfall gemacht, und uns sicher mit Felsblöcken zerschmettert haben würde. Schon waren wir auf der Mitte des Felsen angelangt, waren mehr mit den Händen als mit den Füßen gegangen, und mancher von uns hatte dem schwachen Zweiglein einer Staude, an dem er sich rollend hielt, sein Leben zu danken. Wir leisteten Einer dem Andern Hilfe und jeder Hintermann suchte seinen Vordermann, so viel ihm möglich war, höher zu bringen. Es war eine fürchterliche, qualvolle Lage, der wir nicht lange trotzen konnten, wenigstens nicht in der Dunkelheit der Nacht. Wir ermutigten einander durch Zuruf und besonders durch die Hoffnung, unentdeckt den Gipfel zu erreichen.

Plötzlich hörten wir über uns ein großes Geräusch. Es schien von einer starken Felsenmasse zu kommen, welche sich oben abgelöst hatte und mit Macht herabrollte. Ein allgemeiner Schrey ertönt: „Wir sind verloren!“ Ich kann unsere Lage nicht beschreiben, sie war die eines Menschen, über welchem das Schwert schwebt. Es war Blitz und Donner in einer Minute. Unsere Soldaten bückten sich zusammen, suchten sich unter kleine Felsvorsprünge zu verkriechen, um auf diese Art vielleicht dem rollenden Felsblocke zu entkommen, welcher, auf Augenblicke durch Buschwerk oder Steinmassen in seinem Falle gehemmt, darauf nur mit noch fürchterlicherem Getöse immer näher rollte.

Der General hatte mir gesagt, dem Tode trotzen, heiße sich das Leben sichern, ihn fürchten, desto gewisser zu Grunde gehen. Das ist leider meistens eine Wahrheit auf dem Schlachtfelde. An meiner Seite kletterte ein blutjunger Mensch, der mehr für das Leben im Salon, als für den Pulverdampf geschaffen zu seyn schien. Vor kurzer Zeit in Ancona mit Empfehlungsbriefen an den General angekommen, wurde er von diesem gleich als Sergeant in Reihe und Glied gestellt. Dieser junge Mensch weinte wie ein Kind, und konnte kein Glied mehr bewegen vor Angst. Und eben dieser war es, den der Felsblock in seinem Sturze traf, ihn an einen andern Fels warf und dort zermalmte.

Beyläufig zwanzig Mann waren auf diese Art jämmerlich zu Grunde gegangen, endlich stürzte sich der Felsblock, zuletzt in den Truto, dessen Wasser hoch aufspritzte. Jetzt hörte man nichts mehr als das Schmerzensgewimmer derjenigen, welchen ein Arm oder ein Bein zerschmettert war. Wir horchten

aufmerksam, fürchtend, neue Felsblöcke könnten herabgeschleudert werden, und uns Alle vernichten, allein nichts mehr unterbrach die Stille der Nacht. Da verdoppelten wir Kräfte und Muth ganz emporzuklimmen, und kamen endlich auf dem obersten Plateau an, als eben der Tag graute.

Dieses Plateau war beyläufig 600 Schritte von der Stadt entfernt, aber verlassen. Wir erfuhren später, daß hier ein Posten gestanden habe, der, als er von ferne ein verdächtiges Geräusch, welches unser Emporklimmen verursachte, vernahm, den Felsblock hinabgeschleudert habe, und dann nach Ascoli geflohen sey, um dort Lärmen zu machen. Wir nahmen Besitz von dem Plateau, formirten ein Carré und erwarteten nun mit neuem, durch überstandene Gefahr gestählten Muth, die Dinge, die da kommen sollten.

Bald rückten die Italiener an, laut schreyend nach ihrer Gewohnheit. Wir standen ruhig, still und voll Hoffnung, aber überzeugt, daß es sich hier um unser aller Leben handle, und daß wir bey dem mindesten Fehler in der Vertheidigung gewiß verloren seyen. Das Gefecht begann erst mit Plänckeln, dann aber mit dem Säbel und dem Bajonette.

Die Italiener waren doppelt so stark als wir, sie hatten ein paar Kanonen bey sich, welche unser Carré durchlöchert hatten, und welchen wir nicht antworten konnten. Man muß gestehen, sie schlugen sich mit einer Hartnäckigkeit und einem Muth, die ich ihnen nicht zugetraut hätte, endlich gelang es ihnen uns an den abhängigen Theil des Plateaus zu drängen, nur mehr 20 Schritte waren wir vom Rande entfernt; schon verzweifelten wir am Siege und sahen uns hinabgestürzt von der immer mehr andringenden Gewalt.

Ich war außer mir! Besiegt sterben, sterben, ohne meinem Vaterlande etwas erkämpft zu haben, das machte mich wüthend. Ich schrie meinen Kameraden zu sich zu halten, und raffte selbst meine letzten Kräfte zusammen; mit dem Säbel in der Faust stürzte ich mich auf die ersten Reihen des Feindes. „Capitän!“ riefen meine Getreuen, „weicht zurück, Ihr geht zu Grunde!“ und in diesem Augenblicke fing mein Sergeant einen Säbelhieb auf, der mir gegolten hatte, und fiel blutend zu Boden.

Jetzt sah ich einen italienischen Anführer auf mich zudrängen, er war von hoher Gestalt, braunen Angesichts und seine Kleider waren mit Blut getigert. Gut, dachte ich, das ist ein würdiger Gegner, auf zum Kampfe auf Leben und Tod! und ich stürzte ihm entgegen. „Demonio!“ schrie er mich erblickend, „adesso lo Francese! sempre lo Francese!“ Es war Fra Diavolo.

Wir gingen einander zu Leibe und kämpften lange. Er gewann Vortheile, aber ich machte sie ihm wieder freitig. Ich drängte ihn so viel ich konnte, aber er parirte gut, und war meinem Degen unzugänglich; ich schäumte vor Muth, aber auch ihn hatte mein Widerstand bis zum Außersich gebracht, er stampfte mit dem Fuße die Erde und schrie donnernd: „Questa volta, scelerato, tu non mi escaperai!“ — Unsere Waffen brachen in Stücken und nun rangen wir. Er war stärker, kräftiger als ich, allein ich hielt ihm durch Beweglichkeit das Gleichgewicht. Jetzt aber war ich überwunden, er hatte mich an den Rand des Abgrunds gedrängt, an dem ich schon mit dem Rücken stand; ich blicke zurück, und sehe mich schon einen Schritt, nur einen einzigen Schritt von der schaudervollen Tiefe entfernt, und Diavolo wiederholte mit seiner fürchterlichen Stimme: „Questa volta scelerato!“ — Ich kann mein Gefühl in diesem entsetzlichen Augenblicke nicht beschreiben. Von kaltem Schweiß fühlte ich mich triec-

fend. Ich sollte sterben und er leben, und lachend sollte er zusehen, wie ich von Felsen zu Felsen stürze, und Spuren meines Blutes auf jedem derselben zurücklasse. Nein! sprach ich zu mir selbst, ich will nicht allein sterben!

Ich raffte noch einmal alle meine Kräfte zusammen, ich umfaßte ihn mit beyden Händen und schleppte mich mit ihm bis zum Abgrunde; er wollte sich mir entwinden, und mich auf die Erde zu bringen suchen, allein es war nicht mehr Zeit, ein kräftiger Schwung, den ich mir und ihm gegeben hatte, machte, daß wir uns beyde nicht mehr halten konnten, und schon fingen wir an zu rollen, einer über den andern, uns convulsivisch umschlungen haltend. Ich weiß nicht, wie es kam, daß wir uns nicht die Hirnschädel zwanzigmal an Baumstämmen zerschmetterten, und daß die hervorragenden Felsenspitzen gleichsam unfeindlich uns auswichen, kurz wir rollten mehrere Minuten so fort, es war eine unaussprechliche Lage; von meinem Feinde unzertrennlich, den ich immer fest gefaßt hatte, war es, als ob Erde und Himmel sich um mich drehten, die Erde rauh und staubig, der Himmel rein und golden, wie ihn die aufsteigende Sonne bildete. Ich sah bald den einen, bald die andere, und immer mit neuen Freuden oder neuen Schmerzen, die Erde verwundete mich, der Himmel tröstete mich, es war Rose und Dorn, Blume und Gift. Endlich stürzten wir in den Truto, und die erste Welle trennte uns.

Ich ließ mich von den Wogen tragen, denn ich war schwach und willenlos, die Kraft das Ufer zu erreichen und zu erklimmen fehlte mir. Eine Erinnerung, aber eine verwirrte, so vieler Begebenheiten in wenig Stunden, lief mir durch den Kopf, ich war unfähig einen Entschluß zu fassen, und schon überließ ich mich der Gewißheit, in den Wellen mein Grab zu finden. Der Gedanke, daß Diavolo mit mir zu Grunde gehe, und ich Freund und Geliebte gerächt habe, hatte selbst in diesem Augenblicke noch etwas Süßes für mich.

Endlich erstarrten meine Füße, meine beyden Arme theilten nur mehr schwach die Wogen, auf denen ich mich bereits sinken fühlte. Ich war verloren und empfand darüber weder Schmerz noch Freude.

Da führte der gnädige Himmel einige unserer Soldaten vorüber, sie erkannten mich, stürzten sich in den Fluß und trugen mich ans Land.

Die Scene hatte sich seitdem sehr verändert. Ascoli war genommen. Während man sich auf dem Plateau so hartnäckig schlug, hatte General Monnier mit dem übrigen Theile des Corps den andern Weg auf den Hügel forcirt und war noch zu rechter Zeit angekommen, um jenen Hülfe zu bringen. Dieß hatte auch den Sieg zu unsern Gunsten entschieden. Die Stadt wollte capituliren, allein der General antwortete, er wolle weder Bedingungen sehen, noch annehmen, und Nachmittags in Ascoli einziehen.

Eine Stunde vor jener, die er zu seinem Einzuge festgesetzt hatte, öffneten sich die Thore der Stadt. Wir sahen langsam eine Procession uns entgegen kommen, welche abgeschickt war, den General um Gnade und Schonung anzusuchen. Der General versprach es ihnen und hielt auch sein Versprechen bis auf eine Reihe von Banditen, welche sich unter ihren Kriegern befanden, und die er von dieser Gnade ausschloß. Fra Diavolo war an ihrer Spitze. Diesen wurde alsogleich der Prozeß gemacht, ein schnellzusammengesetztes Kriegsgericht verurtheilte sie einstimmig, ihrer gräßlichen Thaten wegen, zum Tode.

Ich erhielt die Ehre, das Commando jener Compagnie zu führen, die sie erschießen sollte. Allein bevor ich Feuer commandirte, konnte ich mir es nicht

versagen zu Diavolo hin zu treten, und ihm seine eigenen Worte zuzurufen:

„Questa volta scelerato tu non mi escaperai.“

Alle fielen — und ich war gerächt.

### Correspondenz-Nachrichten.

Berlin, am 31. December 1831.

(S c h l u ß.)

Die Weihnachtszeit bringt bey uns einen Umschwung in allen Gemüthern, nicht bloß in denen der Kinder hervor. In dem belebtesten Theile der Stadt baut sich eine neue Stadt von sogenannten Buden auf, d. h. von kleinen Holzhäusern, in denen die Detailhändler ihre Waaren feil halten. Dieß ist der Kinder- oder Christmarkt, und fast nur für Kinder, oder doch nur für die geringere Volksclasse ist hier gesorgt. Statt der Conditoreien sieht man Honigkuchenzaden; Apfel, Nüsse, Rosinen und Mandeln bietet man an allen Ecken feil; ganze Armeen von Bleysoldaten sieht man in der schönsten Paradeordnung aufgestellt; die sechs bis zehnjährigen Hausmütterchen finden für ihre kleine Wirtschaft den reichsten Bedarf an Schüsseln, Tellern, Geräthen aller Art; — kurz, der Markt kimmert und schimmert von Angebinden, bey denen das jugendliche Herz laut aufschauzt; zumal aber Abends, wenn alles von tausend Lichtern strahlt und blitzt, und durch die magische Beleuchtung einen Doppelreiz gewinnt. Alsdann bietet der Weihnachtsmarkt in der That ein allerliebstes Schauspiel dar, besonders bey mildem, heiterem Winterwetter. Wie bey der Praterfahrt folgen die Reihen der Wagen an einander, aber nur Kinder sitzen darin, höchstens eine Mutter oder Wärterinn dabey, die sie beaufsichtigt; der unschuldige, muntere Jubel äußert sich laut, und darum um so liebenswürdiger. Dichter an den Reihen der Buden dahin, — denn die Wagen halten die Mitte, — zieht die Infanterie und Cavallerie der Jugend, doch nur die Diener und Wärterinnen bilden die Pferde, die zuweisen von zwey kleinen jubelnden Reitern besiegen sind, die das laute Hurrah der Freude bey jeder neuen Herrlichkeit (und diese ist wie Gottes Schöpfung ohne Zahl) ertönen lassen. Ihr Correspondent ging heiter und doch gerührt oftmals in dem bunten Gewimmel auf und nieder, und gedachte der Tage, wo er selbst dieses Glück genoß, wo ihm der Schritt des Vaters, und wäre er noch so langsam gewesen, doch immer zu rasch war, weil er vor jedem Kraus stand, wie Aladdin mit der Wunderlampe vor den Schätzen des Derwisch, und einen unerschöpflichen Reichtum darin erblickte. — Außer diesen unschuldigen Freuden bietet der Weihnachtsmarkt auch welche von der Art, die nicht die allerreinsten sind; er ist z. B. in der Mittagsstunde der Sammelplatz der Stutzer, um die elegante Welt der Damen zu beängeln, die dort einkaufend umherzieht. — Übrigens hat Ihr Correspondent um die Weihnachtszeit auch nicht die mindeste Muße zu Ab- und Ausschweifungen, sondern er durchstreicht die Stadt wie ein sibirischer Jäger die Steppe. Denn, hat er nicht alles zu beschauen, um darüber zu berichten in Ihrer und vielen andern Zeitungen? Und stellt nicht gerade dann jedermann, der irgend etwas hat, es zur Schau aus. Hängen die Kunstläden nicht voll reizender Lithographien aller Helden, Staatsmänner, Künstler, Gelehrten, vorzüglich aber aller Sänger und Sängerinnen, aller Tänzer und Tänzerinnen? Entwickeln unsere Modehändler nicht einen asiatischen Luxus an eleganten Geräthen, Puz, Stoffen u. dgl.? Sind die Läden nicht zum Theil wie Palläste geschmückt, und fortwährend, wie Wielands Zauberschlosser, mit reizenden Bewohnerinnen, d. h. Käuferinnen, erfüllt? Sehr ärgerlich ist jedoch der Umstand, daß die Berliner Industrie sich noch nicht, wie die Pariser, auf anmuthige Verkäuferinnen gelegt hat. Ein einziges Etablissement macht darin eine Ausnahme, das Diorama. Von diesem muß ich ausführlicher sprechen. Es herrscht nemlich hier der Gebrauch, daß die Conditoreen zur Weihnachtszeit eine sogenannte Ausstellung veranstalten; seit einiger Zeit thun auch die Kunsthändler es zum Theil. Die Sache ist allerdings albern genug. Ein schlechter Maler liefert gewöhnlich einen Hintergrund, und ein noch schlechterer Decorateur einen Vordergrund, d. h. eine Landschaft, die zum Theil aus Pappe, zum Theil aus wirklichem Moos und Strauchwerk gebildet, und mit einigen Häuserchen, Brücken, oder dergleichen verziert ist. Wird der Luxus hoch getrieben, so stellt man auch mechanische Figuren her, die die Landschaft beleben, und besonders die Kinderwelt belesigen. Die Sitte bringt es nun mit sich, daß jeder Hausvater wenigstens einen Abend um die Weihnachtszeit aussetzt, um mit den Seinigen die Ausstellungen der berühmte-

sten Conditoren und Kunsthändler zu befahren. Bey dem Einen wird dann Eis, bey dem Andern Punsch, bey dem Dritten Vaisers genossen; bey dem Vierten kauft man Mandeln, bey dem Fünften Bonbons, bey den Kunsthändlern einige Geschenke u. s. w. Dieß ist dann besonders für die Kinder ein Fest, welches jedoch gewöhnlich mit einem verdorbenen Magen endigt; indessen gehört auch dieser zu den Unerläßlichkeiten der Weihnachtsstage. — Die meisten dieser sogenannten Ausstellungen sind freylich elend, und nur auf den Geschmack der Kinder berechnet, wiewohl oft geschickt genug durch selbstbewegliche Figuren ausstaffirt. Zu den elenden dieses Jahres gehörte das Steinbad zu Teypliz, die Pfauneninsel, ein russisches Feldlager zu Warschau u. dgl. mehr; in den beyden ersten sah man jedoch Reiter, Fußgänger, Rachen mit Rudern, Heerden, Böcke und Schafen, die sich mit den Hörnern stießen, und anderes, was die kindische Lust erregt. Dagegen gab es aber auch einige von wirklich künstlerischem Werth. Dahin gehörten die sieben Wunder der alten Welt, die ein gewandter Architekturmalter aufgestellt hatte, und durch optische Gläser betrachten ließ; der Dianentempel zu Ephesus, und der Kolos von Rhodus im Mondenschein waren von einfach erhabener Wirkung. Der Künstler will mit seinen Ansichten reisen, und denkt auch Wien zu besuchen; er sey Ihnen empfohlen. — Hr. E n s l e n, der Ihnen wohl durch seine panoramischen Ansichten bekannt ist, hatte neue italienische Prospective aufgestellt, unter denen sich besonders die Aufnahmen von Venedig auszeichneten. Vom Morgen bis zum Abend waren diese sehr interessanten Ansichten besucht. — Endlich war das Diorama bemerkenswerth, auf welches ich durch diesen Umweg nunmehr gelangt bin. Dieses schöne Etablissement verwandelt sich zur Weihnachtszeit in einen wahren Feenpallaß. Im eigentlichen Gebäude werden alle die großen Räume, die dasselbe enthält, benützt, um einen Weihnachtsmarkt im Kleinen, aber einfach elegant aufzuschlagen. Der geräumige Kunstsaal, einige Metersäle, die vielen Corridors und Gänge, alles dieß ist zu einem labyrinthischen Ganzen verbunden, welches bey der glänzenden Abendbeleuchtung einen wahrhaft malerischen Effect macht. Von beyden Seiten des Raumes, der für die Beschauer bestimmt ist, sind nemlich elegante Gezelte aufgeschlagen, deren jedes mit den modernsten Waaren aller Art angefüllt ist, die alle sortirt und zu festen Preisen (der Preis ist über jedem Zelte angegeben) gestellt sind. In der Mitte jedes Gezeltes hängt ein sich langsam drehender Cylinder herab, der ebenfalls ganz mit Waaren ausgepukt ist, und diese im Umdrehen nach und nach zur Schau bringt. Das Lieblichste aber ist, daß sich in jedem Zelte auch eine schöne Verkäuferinn findet. Diesmal, wo gegen 30 bis 40 Zelte aufgeschlagen waren, hatte das auffinderische Talent des Hrn. G r o p i u s wirklich eine wahre Schaar reizender Nymphen zusammengebracht, die mit einem holden Antlitz und lieblicher Gestalt auch Anmuth des Benehmens vereinigten. Denn da diese Anstellung durchaus nichts hat, was den Anstand verletzt, und dieselbe gut bezahlt wird, so finden sich unter den ärmern, aber nicht ungebildeten Bürgertöchtern sehr viele, die ungemein gerne auf vierzehn Tage in Dienst treten. Allein dieses Schauspiel ist nicht das Einzige, das Hr. G r o p i u s den Schaulustigen gibt; die eigentliche künstlerische Ausstellung haben wir noch nicht berührt. Denn obwohl alles dieß mit elegantem und künstlerischem Geschmack angeordnet ist, so ist es doch kein Kunstwerk. Allein im Innersten des Diorama finden wir immer dergleichen; diesmal war es eine Ansicht des Zauberpallastes der Czaren, Peterhof, wie er an dem Namenstage der Kaiserinn von dem Glanz unzähliger Lampen strahlt, die sich in breiten Cascaden abspiegeln. Indessen war auch dieß noch mehr für die fröhlichen Augen der Kinder berechnet. — Gegenüber dem Diorama aber hatte Hr. G r o p i u s in einem besondern Gebäude ein wahrhaftes Zauberschloß, oder besser einen Zaubergarten angelegt. Denn wenn man eintrat, befand man sich in einem großen Gezelt, das nach allen Seiten Eingänge von Weinlauben eröffnete, und hinter jeder Weinlaube sah man etwa wie von einem Altar herab eine reizende sicilianische Landschaft. Das Ganze stellte nemlich ein Thal bey Palermo dar, dessen Hauptansichten man zu beyden Seiten, vor sich aber die Stadt Palermo selbst sah, wie sie sich unter dem romantischen Monte pelegriano an der blauen Flut des Meeres hingiebt. — Dieser ganz eigenthümliche, wirklich zauberisch zu nennende Aufenthalt, war fortwährend mit Menschen so überfüllt, daß 20,000 Besucher derselben gerechnet werden. — Allein man könnte auch nicht leicht eine reizendere malerische Reise im Zimmer machen als diese. — Heute nun, mit dem Schluß des Jahres, fällt der Vorhang von allen diesen Freudenfeesten, und auch ich lasse ihn fallen, indem ich — es schlägt Mitternacht — diesen langen Brief schliesse. Der nächste wird noch so manches Bemerkenswerthe nachzuholen haben.

Auflösung der Charade im vorigen Blatte: Liebesoll.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.